

Mariazell und das obere Salzatal

Von FRANZ PICHLER

Hinter der majestätischen Gebirgswelt des Hochschwabs hat die Steiermark, bevor sie die Grenze gegen Niederösterreich zieht, eine Landschaft ausgeformt, in der sie der reichen Vielgestaltigkeit ihres Landes noch ein Neues, Ungewöhnliches hinzugefügt hat: Die Dimension des Wunders. Eine abgelegene, verschlossene, in alten Zeiten noch um vieles schwerer und mühsamer als heute zugängliche Welt für sich: daß sie durch ihr Marienheiligtum eine Anziehungskraft gewinnen konnte, die ganze Länder, Völker und Jahrhunderte überspannt, darüber wird immer ein Hauch des Wunderbaren liegen, auch wenn die Geschichte ihrer Landschaft nichts Außergewöhnliches hat, sondern nur eh und je in das Mühen ihrer Menschen um das tägliche Brot eingespannt ist.

Die Kolonisationsräume von vier Klöstern fügen sich hier zusammen: Admonts, das das Salzatal von Westen her aufgeschlossen hat, Neubergs, das später im Osten angrenzte, und Lilienfelds, das das niederösterreichische Gebiet von Norden her urbar machte. Dazwischen die Herrschaft des Stiftes St. Lambrecht aus der Schenkung Herzog Heinrichs III. von Kärnten vom Jahre 1103, des Eppensteiners, der das „Aflenztal“ von der Mürz im Süden bis an die niederösterreichische Grenze im Norden an das von seinem Vater gegründete und von ihm vollendete St. Lambrecht als Ausstattungsgut überlassen hatte. Zum Zwecke besserer Verwaltung war es bald nach 1151 zur Teilung dieses weiträumigen Herrschaftsgebietes und zur Loslösung der nördlich des Seebergs gelegenen Hälfte gekommen, was die selbständige Entwicklung Mariazells zur Folge hatte.

Dennoch zeigt die Wirtschaftsstruktur des durch die Seebergstraße verbundenen Gebietes lange Zeit durch die bestimmende Komponente des Eisenwesens starke Parallelen zu jener der Herrschaft Aflenz. Auch hier zunächst eine Welt der Bergbaue und Hämmer.

Gollrad, das alte Knappendorf am Nordhang des Seebergs, war einst ein sehr bedeutender Bergwerksort. Am Mischenriegel gab es uralte Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleigruben, und seit dem Anfang des

12. Jahrhunderts ließ der Abt von St. Lambrecht hier und am Postel den Spateisenstein brechen. Heute sind die Stolleneingänge längst verfallen, und nur die Ruinen des Röstofens und Blähhauses sowie die Kirche der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, erinnern an die alten Lebensgrundlagen.

Seit dem Mittelalter war hier das Erz an Ort und Stelle verhüttet worden. Seinen großen Aufschwung hatte der Gollrader Bergbau mit der Errichtung des Eisengußwerkes bei Mariazell genommen, mit dem er besitzmäßig eng verbunden war. Er ist sein Hauptlieferant an Rösterz gewesen. Die Konjunktur in Gußwerk hat immer auch die Erzförderung in Gollrad begünstigt, sie hat 1891 ein Maximum von 30.000 Tonnen erzielt. Aber schon 1896 war der Bergbau in Gollrad eingestellt worden, die Knappen sind weggezogen, der Ort ist in die Stille eines schlichten Bergdorfes zurückgesunken und zu einem geschätzten Ruheplatz für Fremde geworden.

In der unteren Waldau und bei der Strobl, direkt am Zusammenfluß von Aschbach und Salza, dem Platz des heutigen Gußwerk, hatten sich unter der Herrschaft des Stiftes St. Lambrecht bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Eisenwerke entwickelt, auf denen die Erze der zeitweise sehr ergiebigen Bergbaue auf der Rothsohl, der Sohlenalm und Gollrads verarbeitet wurden.

1742 erwirkte Abt Eugen Graf Inzaghi von Kaiserin Maria Theresia ein Privileg für die Errichtung des „Eisengußwerkes bei Mariazell“, das fortan dem ganzen Ort seinen Namen gegeben hat: G u ß w e r k. Eine erste Festigung brachten die Heeresaufträge des Hauptzeugamtes in Wien, das im Zeichen des heraufziehenden Siebenjährigen Krieges Mörser, Kanonen und Munition bestellte und auch weiterhin der Hauptauftraggeber des Werkes geblieben ist. Daneben wurde auch der private Bedarf an Öfen, Kesseln, Geschirr, Grabplatten und verschiedensten sonstigen Gußstücken beliefert.

Nach der zeitweiligen Aufhebung des Stiftes St. Lambrecht im Jahre 1786 ging Gußwerk in staatliche Oberaufsicht über. Die strategisch vorteilhafte Lage, weitab von allen gefährdeten Grenzen und Hauptdurchzugsstraßen, empfahl, das Eisenwerk auch weiterhin als Geschütz- und Munitionsfabrik auszubauen. Am 1. Oktober 1800 erfolgte die Übergabe an das Montanärar, zusammen mit der dem Stift St. Lambrecht entzogenen Kameralherrschaft Mariazell und allen zugehörigen Hämmern.

Um mit den Rüstungserfordernissen Schritt halten zu können, war das Werk zu ständigem Ausbau und Verbesserungen gezwungen. Nach dem Bau eines eigenen Kanonenbohrwerkes im Jahre 1829 hat es sich

besonders auf Festungsgeschütze spezialisiert. Daneben belieferte Gußwerk aber auch die Hüttenindustrie mit Einrichtungen und Maschinen und konnte auch im Eisenkunstguß beachtliche Leistungen aufweisen.

Die leeren Staatskassen nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges von 1866 zwangen den Staat 1869 zum Verkauf des Werkes an die Neuberger-Mariazeller Gewerkschaft. Einen schweren Schlag bedeutete es, daß nach der Umstellung der Artillerie auf Bronzerohre im Jahre 1875 der Geschützguß eingestellt werden mußte. Durch den 1882 erfolgten Übergang in den Besitz der Alpine-Montangesellschaft konnte die Produktion zunächst noch auf Einrichtungen für den Berg- und Hüttenbetrieb umgestellt, aber am Ende doch nicht verhindert werden, daß 1899 auch der letzte Hochofen ausgeblasen wurde.

Der brotlos gewordene Ort hatte schwere Jahre zu überwinden, ehe ihm neben der verbliebenen Forstarbeit aus einer neu aufgebauten und erfolgreichen Holzindustrie neue Erwerbsmöglichkeiten erwachsen.

Die 1907 eröffnete, seit 1910 elektrisch geführte Bahnlinie Gußwerk—St. Pölten erschloß diese reizvolle Alpen- und Voralpenwelt auch für den Fremdenverkehr. Die Pläne des Salza-Syndikats, auch durch das Salzatal eine elektrische Kleinbahn von Großreifling bis Gußwerk zu führen und den Strom aus Stauanlagen und E-Werken an der Salza zu gewinnen, blieb allerdings unausgeführt.

Das langgestreckte Salzatal grenzt das Hochschwabmassiv nach Norden ab. Sein siedlungsfeindlicher Charakter hat dem Eindringen der Kulturlandschaft länger als irgendwo getrotzt, so daß noch heute die fast siedlungsleeren Schluchten überwiegen und seine wenigen Ortschaften kaum das Ausmaß von Großweilern überschreiten. Noch um 1600 war das ganze obere Salzatal, wie die zeitgenössischen Kartenskizzen des Augustinereremiten und Kartographen Johannes Clobucciarich deutlich machen, ein siedlungsarmes, von Wäldern und steinigen Öden erfülltes Gebiet. Neben einigen wenigen Einzelgehöften war Gschöder der einzige größere Ort. Erst im 17. Jahrhundert dringt die vom Stift Admont gelenkte Kolonisation in diese unwirtlichen Gegenden vor und bahnt die wirtschaftliche Nutzung ihres Waldreichtums und ihrer Wasserkräfte an, vor allem mit der Errichtung von Hammerwerken, um die sich die Neusiedlungen Wildalpen und — hier auf Stift Lambrechtischer Seite — Weichselboden entwickelten.

In so naher Nachbarschaft zu den Schönheiten des Hochschwabs aber bietet auch das Salzatal unvergleichliche und einmalige Eindrücke, sei es schon im Übergang zwischen Aflenzer und Zeller Staritzen, das Hintere und Vordere Hölltal mit den mächtigen, amphitheatralischen Fels-

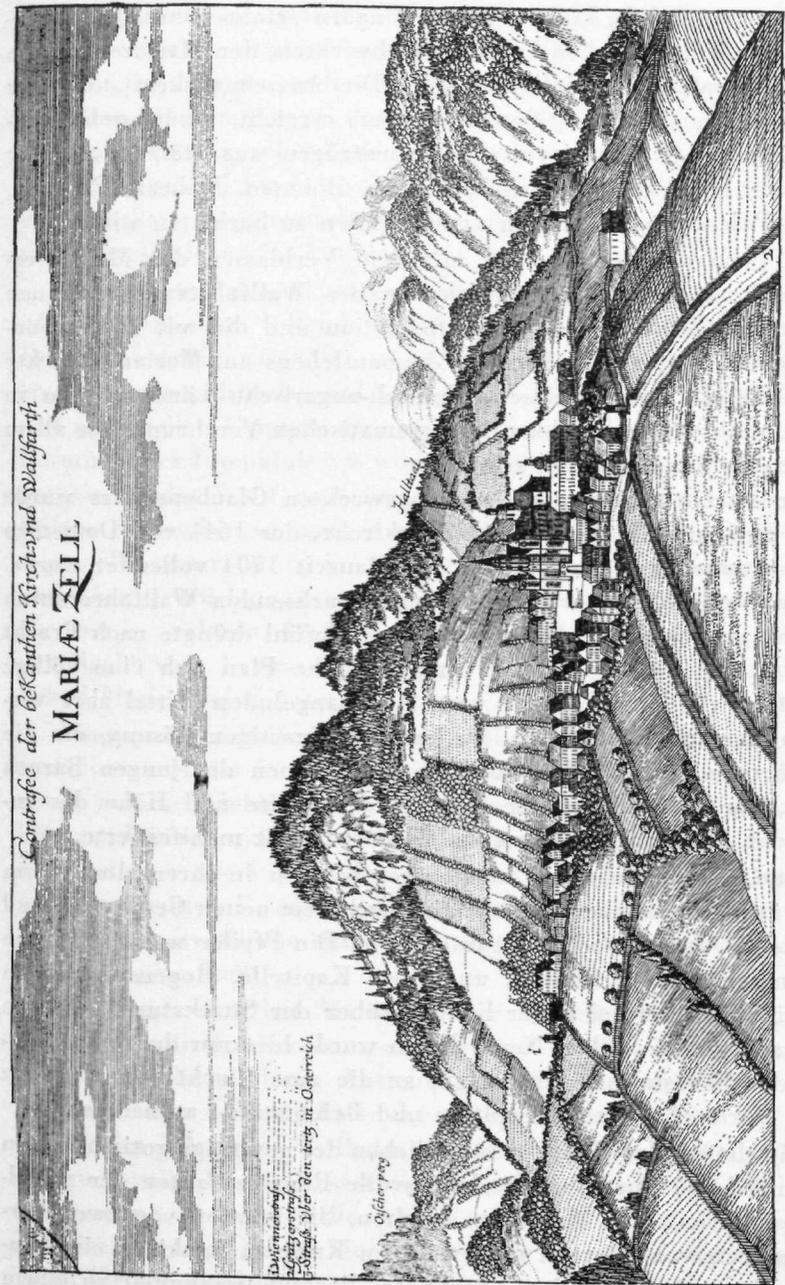
szenerien des Unteren und Oberen Ringes oder der prächtige Blick auf das Schleusensystem der Presceniklausen, das die Holztrift der Salza nach Großreifling speiste, sei es das malerische Naturschauspiel der Kläfferbrunnen, das breite und mattenreiche Brunntal mit seinem wahrhaft gigantischen Talschluß aus den Abstürzen der Riegerin, der Brunnmauer und des Griessteins oder das Schloß der Wiener Hochquellenleitung. Bilder, die auch die in eindrucksvoller Umrahmung gelegenen stillen Orte Wildalpen und Weichselboden zu beliebten und interessanten Sommerfrischen gemacht haben.

Über diese enge, herbe Alltagswelt der Arbeit, die das geschichtliche Leben des Raumes hinter dem Hochschwab ausmacht, erhebt sich der Ort, der schon der Lage nach — in der Breite, Anmut und Gefälligkeit der Landschaft — ausgewählt, in seiner Geltung aber beinahe vom Anbeginn aus dieser kleinen Welt herausgehoben erscheint, so daß er über Land und Jahre hinweg viele n zugehört hat als die Mitte einer Welt, die nicht mit Grenzen und Zeiten abzumessen ist, sondern vom Glauben her Form und Gewicht hat. Deshalb wird auch das, was den geschichtlichen Ablauf Mariazells ausmacht, nur einen schmalen Rahmen geben, um den herum jenes Unwägbar von Gläubigkeit strahlt, das diesem Ort durch die Zeiten hindurch seine Anziehungskraft gegeben hat.

Die Gründung Mariazells durch das obersteirische, nahe der Kärntner Grenze gelegene Benediktinerkloster St. Lambrecht wird um 1157 angesetzt, also kurz nachdem diesem 1151 die Schenkung des Aflenztales endgültig zuerkannt und die Loslösung der nördlichen Hälfte desselben aus Pfarre und Herrschaft Aflenz angebahnt wurde. Erst jetzt konnte das Stift die wirtschaftliche Aufschließung und die Missionierung dieses Gebietes planmäßig in die Hand nehmen, für das allerdings schon 1026 Salz- und Eisenbergwerke und damit eine ältere Siedlungstätigkeit bezeugt sind.

Nun errichtete St. Lambrecht hier eine eigene Zelle, eine kleine Klostersniederlassung, die — im Sinne der cluniazensischen Reform — in Abhängigkeit vom Mutterkloster blieb und der besseren Verwaltung entlegeneren Besitzes diente. Sie ist, zusammen mit ihrem Marienheiligtum, namengebend für den Ort geworden. Schon 1200 war mit dem Bau einer größeren Kirche begonnen worden, 1330 steht Mariazell bereits als vielbesuchter, weit über die Grenzen des Landes bekannter Wallfahrtsort da, was eine Vergrößerung der Kirche durch den Ausbau des Chores notwendig machte. 1344 wurde ihm durch Herzog Albrecht II. Marktrecht verliehen. 1393 ist der gotische Umbau der Kirche vollendet.

Historisch bemerkenswert ist ein Tympanonrelief des Hauptportals, das in der Darstellung der Heinrichs- und Ludwigslegende auf die För-



Mariazell
Kupferstich von Andreas Trost. Aus Vischers Schloßerbuch
um 1680

derungen hinweist, die Mariazell durch Markgraf Heinrich I. Wladislav von Mähren und König Ludwig I. von Ungarn erfahren hat, Förderungen, die auch in dem großen Zustrom nachwirkten, den Mariazell gerade von diesen Ländern her gefunden hat. Die Anziehungskraft, die der Gnadenort bis zum Ausgang des Mittelalters erreicht, wird durch Nachrichten dokumentiert, die von Wallfahrerzügen aus Italien, aus der Schweiz, aus Brabant, Frankreich, Bayern, Böhmen, Mähren, Preußen, Schlesien, Polen, Ungarn, Krain und Kroatien zu berichten wissen.

Die Reformationszeit brachte mit dem Verblässen der Marienverehrung auch einen fühlbaren Rückgang des Wallfahrtswesens. Einen neuen Aufstieg bahnte die Gegenreformation und die mit ihr verbundene Erneuerung des katholischen Glaubenslebens an. Mariazell rückte nunmehr für die österreichisch-böhmisch-ungarische Ländergruppe in den Mittelpunkt einer geradezu programmatischen Verehrung, vor allem von seiten der Landesfürsten selbst.

Monumentalster Ausdruck des neugeweckten Glaubenseifers wurde dann der Um- und Neubau der Gnadenkirche, der 1644 von Domenico Sciassia begonnen und nach 60jähriger Bauzeit 1704 vollendet wurde. Die alte gotische Kirche war dem ständig wachsenden Wallfahrerstrom nicht mehr gewachsen, und ein neues Kunstgefühl drängte nach Pracht und großartiger Entfaltung. Der ursprüngliche Plan sah eine völlige Umgestaltung der alten Anlage vor. Die mangelnden Mittel aber verhinderten dies, und so kam es zu jener einzigartigen Lösung, die die himmelstürmende Kraft der Gotik in die Formen des jungen Barock einschloß, der sich selbst aber dann in der Weite und Höhe des anschließenden Neubaus in triumphaler Mächtigkeit manifestierte.

Die gotischen Schiffe des Langhauses wurden in ihrer alten Form belassen, nur ihr Aussehen änderte sich nach dem neuen Geschmack und erhielt die uns heute noch vertraute Form. Die Pfeiler wurden in eine Barockummantelung gekleidet, und über Kapitelle, Bogenspannungen und Gewölbe breitete sich der lichte Zauber der Stukkaturen und die Farbenpracht der Gemälde. Neuer Raum wurde hier nur durch das Ausbrechen der Seitenwände geschaffen, an die eine Flucht von Kapellen angebaut wurde, die die Seitenaltäre und Beichtstühle aufnahmen.

Im Mittelstück der Hauptfassade blieben der gewaltige gotische Turm und das mächtige Portal als eindrucksvolle Repräsentanten der mittelalterlichen Periode des Aufstiegs erhalten. Sie wurden von zwei vier-eckigen niedrigeren Türmen mit schweren Kuppeln flankiert, ein Kontrast, der für jeden, der davor steht, in dieser Einmaligkeit zu einem unvergeßlichen Eindruck einer Jahrhunderte umspannenden Geistigkeit und Lebenskraft wird.

Schon die alte Kirche war von dem Gnadenaltar in zwei völlig getrennte Abschnitte geteilt worden. Während der Westtrakt erhalten blieb, wich der ostwärts anschließende Chor nunmehr einem völligen Neubau, in dem die ganze Schöpferkraft des Meisters sich völlig frei entfalten konnte. Erst in der Großräumigkeit dieser Anlage, unter der lichtdurchfluteten schwebenden Kuppel und vor dem gewaltigen, von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbauten Hochaltar wird man sich der wahrhaft monumentalen Größe der Gnadenstätte bewußt, die nun nicht ihresgleichen im Land hat.

So wächst Mariazell unter besonderer Förderung des Kaiserhauses im 18. Jahrhundert vollends in die Dimension eines Reichsheiligtums der Donaumonarchie auf. Aber noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging, erschütterten politische und weltanschauliche Bewegungen die geistigen und materiellen Fundamente, auf denen auch der Gnadenort ruhte. Die Reformen des Josephinismus würgten mit einschneidenden Verordnungen praktisch jedes Wallfahrtsleben ab. 1786 wurde mit der Aufhebung des Stiftes St. Lambrecht auch die Herrschaft Mariazell eingezogen, nach seiner Wiedererrichtung im Jahre 1802 dem Stift aber nur noch Kirche und Pfarre zurückgegeben. Wertvolle Kunst- und Kulturschätze blieben für immer verloren. Und, wie um alle Nöte voll zu machen, legte in der Nacht vom 1. zum 2. November 1827 auch noch ein verheerender Brand Markt und Kirche in Asche.

Eine spontane Hilfe des ganzen Volkes ließ diese Wunde jedoch rasch verheilen, und die katholische Restaurationsbewegung des 19. Jahrhunderts, um die Abdämmung der schweren Einbrüche bemüht, die Aufklärung, Liberalismus und Staatskirchentum geschlagen hatten, hat auch Mariazell, vor allem unter dem Einfluß von P. Klemens Maria Hofbauer und des Jesuiten P. Abel, sehr zielstrebig zu neuem Ansehen gebracht. 1907 wurde die Kirche zur Würde einer Basilika erhoben, seit 1948 ist Mariazell eine Stadt.

Die Gegenwart hat Mariazell aber auch vor völlig neue Entwicklungen gestellt. Zu den alten, ehrwürdigen Traditionen der Gnadenstätte gesellt sich die moderne Anziehungskraft einer beglückenden, weithin aufgeschlossenen Landschaft: die schönen Wanderwege, die verhaltene Anmut des Erlaufsees, Seilbahn und Sessellift, die im weiten Rund eine eindrucksvolle Bergwelt erschließen. Der gepflegte Ort ist längst eine vielgesuchte Sommerfrische von Rang. Pioniere des Schisports, wie Mathias Zdarsky, haben hier schon 1909 die ersten Kurse geleitet. Es zeugt für ein ausgewogenes Reifenlassen der Dinge, daß über dem Neuen aber auch das Besinnliche und das Gemütvolle nicht verloren gingen, so, wenn es etwa im Wintersport neben den modernen Pisten auf der Bür-

geralm, der Gemeindealm und in der Rasing auch noch den Zauber einer Schlittenfahrt zur Hochwildfütterung in die Walster und in die Grünau gibt.

Und so berühren und durchkreuzen sich hier heute Welten und Lebenskreise in eigenartiger Spannung. Das eine wird das andere nicht ausschließen können. Aber es wird einer, der sich einzufühlen vermag, auch darin noch von dem Wunder berührt sein: wie sehr sie doch im tiefsten Grunde zusammengehörten, die Mühe der Arbeit, das Glück des Ausruhens und der beseligende, weite Himmel darüber.